

Die
Seele
der Tiere

Walter Schels und Sabine Schwabenthan

Die Seele der Tiere

Gesichter | Gefühle | Geschichten



Bassermann

ISBN 978-3-8094-3287-6

1. Auflage

© dieser Ausgabe 2014 by Bassermann Verlag, einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH, 81673 München
© der Originalausgabe 2000 by Mosaik Verlag München, einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random Hose GmbH, 81673 München

Die Verwertung der Texte und Bilder, auch auszugsweise,
ist ohne Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar.
Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmung
und für die Verarbeitung mit elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Atelier Versen, Bad Aibling
Grafische Gestaltung und Satz: Magic Design Noëlle Thieux
Redaktion: Herta Winkler
Herstellung: Sonja Storz
Reproduktion: Lorenz & Zeller, Inning a. A.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier *Condatsilk*
liefert die Deutsche Papier, Augsburg

Druck: Mohn media Mohndruck GmbH, Gütersloh

Printed in Germany

INHALT

VORWORT	6	GANS	92
ADLER	8	ELEFANT	96
KATZE	12	SCHWEIN	100
AFFE	22	RABE	104
HUHN	28	PFERD	108
BÄR	36	SKORPION	112
FROSCH	40	SCHAF	116
ZIEGE	44	WOLF	122
EULE	50	TAUBE	126
MAUS	54	FISCH	130
HUND	58	STORCH	134
FALKE	70	SCHLANGE	138
RATTE	74	RIND	142
LÖWE	78	ESEL	146
HASE	82		
FUCHS	88	ZOOLOGISCHE STECKBRIEFE ...	150

VORWORT

Als Kind wohnte ich mit meinen Eltern und fünf Geschwistern am Rande der Stadt, umgeben von Wald und einem großen Garten mit Obstbäumen. Unsere beiden Katzen, Miezi und Molli, schliefen oft in meinem Bett, sie waren meine Tröster in einsamen Stunden. Dabei waren beide eigentlich nicht zum Liebhaben da, sondern zum Mäusefangen, denn Mäuse gab es genügend im Haus. Manchmal kamen Katzenbabys unter der Federdecke neben meinen Füßen zur Welt, ohne dass ich davon aufwachte. Am Morgen lagen dann ein paar blinde, nackte Kätzchen da. Wenn wir gerade eines brauchen konnten, blieb es bei uns. Die anderen wurden verschenkt oder getötet. Tagelang suchte die Mutter dann miauend ihre Kinder, und kein Streicheln konnte sie trösten.

Wir hatten auch einen Schäferhund, der das Haus bewachte. Anders als die Katzen war er für mich kein Schmusetier, sondern eher der zuverlässige, treue Freund. Als er starb, war ich sehr traurig. Wie die Katzen Miezi und Molli bekam er im Garten ein Grab, mit Blumen und einem Kreuz dazu.

Außerdem gab es noch Hühner, Kaninchen, manchmal auch Gänse und im Stall zwei Schweine. Alle Tiere im und ums Haus waren Nutztiere. Aus den Gänsen und Schweinen wurden Braten, Kopfkissen, Würste – es war Krieg und nicht die Zeit für Sentimentalitäten. Die Methoden waren primitiv, mein Vater benutzte zum Schlachten nur ein Messer und ein Beil. Am Tag vor dem Schlachten schlich ich mich in den Stall, umarmte ein letztes Mal mein Schweinchen und konnte nicht glauben, dass ich es nie wieder streicheln sollte.

Ich habe auch Hühner gesehen, die ohne Kopf und Blut verspritzend durch die Luft flatterten. Aber am schlimmsten waren die gellenden Schreie der Schweine, ich hielt mir die Ohren zu, hinterher habe ich oft geweint. Wahrscheinlich rührt daher bis heute mein Widerwille gegen Blut- und Leberwurst. Auch ein Erlebnis mit einer Maus werde ich nie vergessen. In unserem Garten gab es einen Schuppen

mit kleingehacktem Holz zum Heizen. Eines Tages stapelte ich ein paar Scheite in meinen Korb, und plötzlich lag vor mir ein Mäusenest, voll mit winzigen Mäuschen. Die Mäusemutter sprang in letzter Sekunde aus dem Nest, versteckte sich aber ganz nahe und ließ ihr Nest keinen Moment aus den Augen. Ich blieb regungslos stehen und wartete ab, was nun geschehen würde. Und tatsächlich: Die Maus, die meine Nähe als lebensbedrohlich empfunden haben musste, holte unter größter Gefahr jedes ihrer Jungen, eines nach dem anderen, aus dem Nest und versteckte sie. Ich hatte eine große Achtung vor dieser Maus, und seitdem mag ich Mäuse. Zugleich habe ich damals zum ersten Mal darüber nachgedacht, was wohl Liebe, Mutterliebe und Muttertriebe unterscheidet.

Vor vielleicht zwanzig Jahren begann ich, Tiere zu porträtieren. Nicht als Schnappschuss, sondern genau so, wie ich auch Menschen fotografierte: vor neutralem Hintergrund, mit Studioblitzlicht. Und wie beim Menschen suchte ich auch bei den Tieren den direkten Blickkontakt und die unmittelbare Nähe. Ursprünglich waren meine Menschenporträts die Vorbilder für gute Tierporträts gewesen.

Irgendwann kehrte es sich um. Ich war froh, wenn mir beim Menschen ein »tierisches« Porträt gelang. Unverfälscht, direkt, ohne Theater, ohne zu hinterfragen: »Wie sehe ich aus, was mache ich falsch, wie komme ich an?«

Tiere haben keinen Spiegel und darum vielleicht auch weniger oder gar keine Komplexe wegen ihres Aussehens. Dennoch sind Mensch und Tier mehr oder weniger artverwandt. Manchmal glaubt man sogar, Ähnlichkeiten mit gewissen Tieren in menschlichen Gesichtern wiederzufinden.

Danken möchte ich allen, deren Tiere ich fotografieren durfte und die mir behilflich waren, Tier- und Wildparks, Privatpersonen und besonders Gerd F. Kunstmann in Hamburg.

Walter Schels, Hamburg, Juli 2000

Einmal begleitete ich meine Mutter, ich war damals neun, zu einem Fischgeschäft auf dem Markt. Ein Teil der Ware lebte in einem sprudelnden Wasserbecken. Für eine Kundin holte der Händler einen großen, blauschimmernden Fisch aus dem Wasser. Ohne sein Gerede über die Theke hinweg zu unterbrechen, ja, ohne überhaupt hinzuschauen, schlug er dem um sein Leben zappelnden Tier den Kopf ab. Ich fing an zu weinen, was meiner Mutter sehr peinlich war. Später erklärte sie mir, dass wir Tiere essen müssen, um zu leben, so wie die meisten Tiere ihrerseits andere Tiere töten.

Sie hatte nicht richtig bemerkt, warum ich so geschockt war. Ich hätte es ihr auch gar nicht erklären können, damals fehlten mir die Worte. Heute weiß ich, es war die Gedankenlosigkeit, mit der dieser Mann getötet hatte, seine Gleichgültigkeit dem Leben und dem Tier gegenüber. Das Erlebnis brachte mich dazu, von da an genauer zu beobachten, wie Menschen mit Tieren umgehen.

Später, als ich schon erwachsen war und mit vielen Katzen zusammengelebt hatte, passierte etwas, das mich sehr prägte. Chrissy war eine Findelkatze, ausgesetzt an einer Tankstelle mitten in München, ein Tiger mit weißem Latz und kräftigen Pfoten. Als er fünfzehn Jahre alt war, wurde er von einem Auto überfahren. Am Abend bevor es passierte, verhielt er sich ungewöhnlich. Er, der nie eine Schoßkatze sein wollte, sprang auf meinen Schoß, drückte sich in meine Arme, wandte dabei immer wieder den Kopf zu mir und blickte mich so lange an, dass mir ganz komisch wurde. Auch die anderen Familienmitglieder berichteten über intensive Erlebnisse mit Chrissy in seinen letzten Lebenstagen. Für uns alle war klar: Der Kater hatte von uns Abschied genommen.

Dieses Erlebnis stimmt mich bis heute nachdenklich. Mit immenser Akribie haben wir Menschen die Tierwelt erforscht, den Hundertausenden von Arten einen Namen gegeben, ihre Lebensgewohnheiten beobachtet, aber was wissen wir wirk-

lich über Tiere? Besser gesagt: Was ist es, das wir nicht wissen?

Vom Erlebnis mit meinem Kater erzählte ich damals nur wenigen Menschen, als Tierliebhaber steht man ja leicht im Ruf zu spinnen. Dann sah ich einmal einige Tierfotos von Walter Schels. Ich war sehr betroffen, und gleichzeitig erleichtert.

In den Porträts fand ich wieder, was inzwischen zu einer Art Gewissheit für mich geworden war: dass Tiere Persönlichkeit besitzen. Ja, sogar die »dummen« Schafe schauen uns darauf wach und präsent an. Sofort als ich die Fotos sah, hatte ich den Wunsch, sie so vielen Menschen wie möglich zu zeigen. So ist dieses Buch entstanden, ein Buch, das alles andere sein will als neutral, wissenschaftlich oder objektiv. Auch geht es ihm nicht darum, Beweise für die Existenz einer Tierseele zusammenzutragen (was ohnehin nicht ginge). Seinen Titel bekam es, weil darin Gesichter zu sehen sind, die es uns ziemlich schwer machen, Tieren ein interessantes Innenleben mit einer großen Vielfalt an Gefühlen und Vorstellungen abzusprechen.

Wissenschaftler warnen in dieser Frage immer schnell vor »Vermenschlichung«, schließlich besitze nur der *Homo sapiens* ein Bewusstsein schaffende Großhirnrinde. Stimmt, bei Tieren ist das Gehirn sehr viel weniger oder einfach anders entwickelt, aber was sagt das wirklich über sie aus?

Natürlich, schon allein vorurteilsfreier an diese Frage heranzugehen, konfrontiert uns mit einer unangenehmen Wahrheit: dass wir Tieren, egal, ob Schlachttier oder aussterbendes Wildtier, viel Schlimmes antun. Ein Teil davon ist unvermeidlich, denn Leben frisst Leben – diesem Naturgesetz sind die Menschen ebenso wie die Tiere unterworfen. Aber vielleicht gehört es zur Menschlichkeit, sich das bewusst zu machen, das damit verbundene Gefühlsdilemma zu ertragen und das Sterben von Tieren ebenso wie ihr Leben zu ehren.

Sabine Schwabenthan, München, Juli 2000

ADLER

Schon der Name sagt, wie hoch der Mensch den Adler schätzt. Das Wort kommt aus der mittelalterlichen Bezeichnung Edel-Aar, was soviel wie Edler Vogel heißt. So alt wie die Menschheit ist der Respekt für diesen größten unter den Greifvögeln. Doch wie lässt sich das zusammenbringen? Einerseits gilt der Adler als Symbol militärischer und politischer Macht; er schmückte die Standarten römischer Legionäre und gehört noch heute zum Staatswappen solcher Supermächte wie USA und Deutschland. Andererseits wird der Aar aber auch seit alter Zeit als Sendbote der Götter beschrieben, als christliches Symbol für Erlösung von Machtstreben und anderen Egotrips. Es ist eben auch hier alles eine Sache der Perspektive. Schaut man den Greifvogel aus der Nähe an, fallen tatsächlich vor allem die wuchtigen Krallen, der gefährliche Schnabel und der distanzierte Blick auf. In die Gefühlssprache des Menschen übersetzt: Mit seinen messerscharfen Waffen, dem markigen Gesicht und den durchdringend kalten Augen sieht der Adler aus wie ein zu allen Grausamkeiten entschlossener Feldherr. Doch richtet man seine Aufmerksamkeit weniger auf den Vogel als auf dessen Flug, nimmt man etwas anderes wahr: ein geflügeltes Wesen, das sich hoch und höher in den Himmel schraubt, bis es

in der Sonne zu verschwinden scheint. Ein archetypisches Bild für die Seele auf ihrem Flug ins reinigende Feuer, von dem sie neugeboren zurückkehrt – wie der Phönix aus der Asche.

Mit der Bewunderung der Menschen ist das aber immer eine zweischneidige Sache. Was ihm gut gefällt, will der *Homo sapiens* nicht nur aus der Ferne bestaunen, sondern auch haben. Bis in jüngste Zeit hinein wurden Adler auf der ganzen Welt gejagt; der Besitz ihrer prächtigen Schwungfedern sollte Mut und Weisheit verleihen. Auch erfundene Missetaten der Greifvögel waren willkommenes Alibi für menschliche Killerinstinkte. Weil sie im Ruf standen, Babys zu kidnappen, wurden Adler im 19. Jahrhundert erbarmungslos verfolgt. Heute stehen sie unter Naturschutz, vor allem der imposante Seeadler, von dem nur noch wenige Pärchen in Deutschland leben. Aber auch der in den Alpen wohnende prächtige Steinadler – kaum 650 Gramm schwer und doch ein Riese mit seiner Flügelspanne von mehr als zwei Metern.

Eine einfache Steinspalte, ein kleiner geschützter Felsvorsprung – das reicht dem Adler als Wohnung, solange er noch unverheiratet ist. Wählerisch ist er aber, was die Lage betrifft. Besonders gefragt ist



Bergseite mit Morgensonne, dort lassen sich am besten die thermischen Aufwinde für energiesparende Flüge nutzen. Erst wenn die Single-Zeit vorbei ist, macht sich der Adler an den Bau eines Horsts, gemeinsam mit seiner Partnerin, die er übrigens buchstäblich im Flug erobert hat: Bei aufwendigen Flugmanövern zeigt ein Adlermann dem erwählten Weibchen, was in ihm steckt. Ausgiebig trainiert das verlobte Paar erst mal auf vielen gemeinsamen Ausflügen seine Teamfähigkeit. Wichtig ist vor allem die Kunst, sich Beute in der Luft zuzuwerfen und geschickt aufzufangen.

Haben sie sich einmal gefunden, bleiben Adlerpaare in der Regel zusammen. Doch mit dem Jungelkennen lassen sie sich oft Zeit. Das hat nichts mit Bequemlichkeit zu tun, sondern entspricht einer realistischen Einschätzung des gemeinsamen Energiebudgets. Das Überleben ist schon für jeden einzelnen Adler hart genug, umso mehr für eine ganze Familie. Zwei Eier legt das Weibchen, aber nur in Zeiten superguter Beutekonjunktur kommen beide Junge durch. Unmengen von Mäusen und anderen Beutetieren müssen die Alten beibringen, um ihre Jungen großzuziehen und dabei auch noch den eigenen, durchs viele Jagen erhöhten Energiebedarf zu decken.

Das bedeutet harte Arbeit, denn die Zahl der Jagdstöße, die Adler für einen einzigen Erfolg starten müssen, ist hoch. Wann immer möglich, fliegen sie daher auf Sparflamme, am liebsten im ökonomischen Gleit- oder Segelflug, der ein Minimum an Flügelschlägen erfordert.

Einem Adler einmal in die bernsteinfarbenen Augen

geschaut, und schon hat man ihn selbst – den sprichwörtlichen Adlerblick, glaubten Jäger früher. Was aber genau genommen kein Segen wäre. Denn für die Belange des *Homo sapiens* taugt der Panoramablick der großen Greifvögel so gut wie gar nicht. Der Adler sieht zwar weit und aus höchster Höhe, doch wirklich präzise nur, was sich bewegt. Buchstaben oder Flecken auf dem Tischtuch könnte er ebenso wenig erspähen wie eine regungslose Maus. Die Spekulation ist ohnehin überflüssig, denn wer hat schon das Glück, einem lebenden Adler in die Augen zu schauen? Von einer nahen Adler-Mensch-Gemeinschaft ist nur in Mythen und Legenden die Rede. Die berühmteste ist auch die unattraktivste: An einen Fels geschmiedet musste sich der antike Feuerdieb Prometheus von einem Adler, einem Sendboten des Göttervaters Zeus, die Leber zerknabbern lassen. Dagegen erzählen viele andere alte Geschichten von gütigen Riesenvögeln, die jedem Menschen helfen, sofern er gute Absichten hat.

Im wahren Leben ist die Mensch-Adler-Beziehung weniger von Zärtlichkeit geprägt als von Zweckdenken – wie etwa bei den Mongolen, die mit abgerichteten Adlern auf die Jagd gehen.

Andererseits gibt es aber auch eine rätselhafte Vogelsucht, die den *Homo sapiens* befallen kann und nicht mehr loslässt. Vor allem naturverbundene Menschen finden nichts schöner als Vogelbeobachtung per Fernglas. Nur selten und meist nur kurz bekommen sie dabei auch den König der Lüfte, den Adler, zu Gesicht. Aber wenn es passiert, fliegt die Seele ein Stück mit ihm in den Himmel.

